

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 26

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643092>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 26
XV. Jahrgang

Bern
27. Juni 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Der alte Landweg.

Von Hermann Ploetz.

Sragst du: Warum ich so gern den alten Landweg geh?
Meine Vordern sind hier einst in Sonn' und Wind gegangen,
Hier, wo ich die Träume wandern seh'
Und die Lieder leb', die sie so fröhlich fangen,
Wo die Morgenlüfte seltsam rauschen und die Weiden
Ihre schlanken Arme zärtlich senken,
Und die Schwalbe spät vom Scheiden

Zwitschert und die Lerche früh von Liebe,
Jener wunderbaren Liebe,
Die nicht aufhört zu gedenken,
Zu gedenken alter Zeit,
Zeit, die jung einst war und die mich jung geboren,
Und die fröhlich ich nun mit mir trage wie ein Märchenkleid,
Das ein Gott an meinen Bettlerleib verloren.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 26

Der Tag der Testamentseröffnung kam heran. Susanna hatte es ihr Leben lang viel zu gut gehabt und wußte zu wenig davon, was es hieß, ohne Mittel sich in der Welt durchzuschlagen, als daß sie großen Wert auf ein Erbe gelegt hätte. Onkel und Tante Ursula hatten vor ihr nie von eigenem oder fremdem Geld gesprochen. Es war ihr selbstverständlich vorgekommen, daß alles Nötige da war und daß ihr jeder Wunsch erfüllt wurde, der nicht gegen Tante Ursulas Prinzipien verstieß.

Sie trat den Tag ruhig an. Ruhiger als die Verwandten, die eins nach dem andern den Rain heraufkamen.

Als Susanna in der Küche etwas holen wollte, hob Berene den Finger und sagte: „Lassen Sie es sich nicht anfechten, wenn sie — damit meinte sie die Verwandten — Sie verwünschen werden. Die Hauptsache ist, daß Sie genug bekommen.“ Susanna meinte, daß Berene davon wohl so wenig wissen werde wie sie selber, aber Berene lachte mit ihrem fast zahnlosen Mund und machte ein Gesicht, das deutlich besagte, daß sie mehr wisse als andere.

In der Tat hatte Tante Ursula ihr einmal anvertraut, daß sie und Herr Schwendt Susanna zu ihrer Haupterbin einsetzen wollten. Die Einzelheiten dieser Mitteilung hatte Berene durch eigene Kraft erlangt, das heißt durch das Öffnen ihres Türchens. Sie hatte aber über alles kein Wort verlauten lassen und sogar der Neugierde Christians widerstanden, der wieder in seine alten Rechte eingesetzt worden war, nachdem die Franzosen die Stadt verlassen hatten. Berene mußte sich von seiner Spottsucht durch doppelt so große Kuchenstücke, größere Wurstzipsel und geräumige Mostgläser befreien. Sonst ging es um des Wertes willen über sie her.

Die große Wohnstube füllte sich. Auch das kleine Zimmer nebenan mußte beigezogen werden, denn es waren viele, die an der Testamentseröffnung der Schwendts teilnehmen wollten.

Auf dem Sofa saßen der dicke Doktor Benz und seine leberkranke Frau, die ihm jahrein, jahraus vorwarf, daß er als Arzt nicht einmal ihr Leberlein zu kurieren imstande sei. —

Die Geschwister von Spott, entfernte Verwandte Onkel Daniels, saßen neben dem grünen Kachelofen. Der schwindliche Bruder fröstelte und hielt seine Hände in den Ärmeln verborgen. Die Tochter, Isabella, war schief gewachsen, war ein Schöngest und hatte die Lieder Heines in das Französische überseht und dann frei zurück ins Deutsche. Sie suchte einen Verleger, aber unter dem Siegel tiefsten Geheimnisses; denn sie wollte es nicht merken lassen, daß die Mäusen sie geküßt. Der Titel Blaustrumpf, der unfehlbar einer jeden weiblichen Person angehängt wurde, die irgend etwas mit dem Kopf, sei es gut oder nicht gut, arbeitet statt mit den Händen, erschreckte sie. Warum gerade dieser Titel eine so arge Schande war, wußte auch Isabella von Spott nicht; sie fürchtete sich aber davor wie vor den Blättern, wahrscheinlich weil sie ahnte, daß die Blaustrümpfe auf dem Heiratsmarkt nicht viel galten.

Onkel Jakob in Turnach und Tante Meieli hatten sich vertreten lassen, aus dem Pfarrhaus von Bergeln war Hans-Franz König gekommen und Tante Anna-Liese, hauptsächlich im Gedanken an Susanna.

Der Onkel Gerichtsschreiber und seine Schwester Laurentia waren natürlich da. Sie führte ihm den Haushalt und war sehr streng in allen Dingen, noch viel strenger

als Tante Ursula es gewesen. Sie hatte im Neuen Testament alle Stellen, die von Liebe, Geburt, Ehe und Ehebruch handelten, mit einem tiefschwarzen Bleistift dick verfrickt, damit niemand, der es las, in Anfechtung falle. Sie unterhielt ihren alten Bruder jeden Abend mit Geschichten von unglücklichen Ehen, verfehlten Verlobungen und Liebesgeschichten, die ein schlechtes Ende genommen. Der Bruder blieb denn auch unter dem Eindruck aller dieser traurigen Ereignisse ledig, und Laurentia behielt das Steuer im Hause. Der freundliche Herr schnupfte gern. Er bot seine Dose der ganzen Verwandtschaft an. Susanna zuerst, vor der er sich in Verehrung, wie er sagte, verbeugte. Laurentia schüttelte etwa zehnmal den Kopf, jedesmal wenn er schüchtern und womöglich heimlich seine Dose hervorholte, und verfolgte die fetten Finger des behäbigen Herrn, wenn er den schwarzen Genuß zur Nase führte. Entfiel ihm ein Körnchen Tabak, so rief sie: „Jeremias!“, als hätte der Gute sämtliche zehn Gebote verlegt.

Es waren auch ein paar jüngere Bettern da, weitläufige Verwandte, die eigentlich nicht viel zu hoffen hatten, die sich aber sagten, daß ihnen nicht der Löffel fehlen sollte, wenn es etwa Brei regnen wollte.

Die Bettern hatten sich — natürlich ein jeder für sich gelobt, sogleich mit ihren Bemühungen um Susanna zu beginnen, wenn sie, was aber nicht anzunehmen war, ernstlich erben sollte.

Die Wafen hatten Anliegen in Bereitschaft wie Sand am Meer und wollten nur das Testament abwarten, um damit an die Glückliche, die das erhielt, was eigentlich ihnen gebührt hätte, heranzutreten.

Es saßen endlich alle. Die leberkranke Frau Benz hatte verlangt, daß man Feuer mache. Der Ofen glühte, und die Hitze prickelte nicht nur ihren Mann, sondern auch alle Anwesenden, mit Ausnahme des schwindstüchtigen Herrn von Spott. Man riß die Fenster auf, worauf Frau Benz schrie, daß man ihr Leben gefährde.

Endlich öffnete man die Türen nach dem Korridor, und die Hitze und der Dunst der vielen Menschen zog langsam hinaus durch den Gang auf die hölzerne Laube, wo der lustige und der traurige Mann der Eröffnung des Testaments ihrer verstorbenen Herrschaft beiwohnen konnten und weinen oder lachen mochten, je nachdem sie für die einen oder andern Partei nahmen.

Notar Berner war bereit. Er raschelte mit dem Testament, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er war ein Mann, der mit seiner langen, dünnen Frau, der alle Kleider zu kurz erschienen, in den Spitälern den Kranken sang, an Weihnachten haufenweise Strümpfe und wolene Handschuhe verschenkte und jahraus, jahrein zwei arme Schulkinder an seinem Küchentisch sitzen hatte. Ein Mann, der aber sein Geschäft so wohl zu führen verstand, daß er trotz der vielen Strümpfe und Handschuhe und trotz der beiden hungrigen Kinder am Küchentisch durchaus nicht ärmer wurde.

Er begann zu lesen, denn es war still geworden in Tante Ursulas Wohnstube.

Den nächsten Verwandten des Herrn Daniel und der Frau Ursula Schwendt wurde ein großes und einträgliches Zinshaus in der Stadt zugeteilt und außerdem eine große Summe Geldes.

Den Patenkindern des Ehepaars Schwendt war ein Geschenk zugebacht, mit dem sie wohl zufrieden sein konnten. Die Bettern und Wafen erhielten die gleiche Summe.

Notar Berner machte eine Pause und trank ein Glas Wasser. Er trank nur Wasser, wenn er nicht allein war.

In Frau Anna-Lieses Herzen sprudelte es vor Dankbarkeit. Sie schämte sich, ein solches Geschenk anzunehmen, ohne dafür danken zu können. Doch tröstete sie sich, daß ihr lieber Daniel es dennoch wußte, wie sehr sie es ihm danke, daß Hans-Franz, ehe Krankheit und Alter ihn unmöglich machten, sich zur Ruhe setzen konnte. Sie und Hans-Franz hielten sich an der Hand und nahmen sich vor, ein erstes Großkind womöglich Ursula oder Daniel zu nennen, wenn das in Frankreich anging.

Die leberkranke Frau Benz hatte mehr erwartet. Sie wurde gelb und fahl und fing aufgeregt an zu weinen. Ihr Mann leuchtete, weil er gerne geschimpft hätte und anstandshalber nicht durfte.

Onkel Gerichtschreiber, ein Bruder der Schwendts, brumnte zufrieden „schön, schön“ vor sich hin und wischte sich die Stirne, denn es war unbeschreiblich heiß, und der Ofen roch stark nach feuchtem Ton und Rauch.

Laurentia zuckte mit den schmalen Schultern und rechnete aus, wieviel Zins das Ererbte ihr und ihrem Bruder bringen könne und ob es nebst vielem andern Guten zu einer Reise nach Bad Boll und einem Aufenthalt dort reichen würde, wo eben Pfarrer Blumhardt seine Wunder tat.

Die krumme Isabella von Spott war überglücklich. Nun konnte sie ihre übersehten und wieder rückwärts gedichteten Heimeschen Verse selbst verlegen und witterte schon den herben Duft des Lorbeers, der ihr daraus erwachsen würde. Sie drückte im Bedürfnis, jemand von der Familie zu danken für diesen Glücksfall, unaufhörlich der Tante Anna-Liese, die neben ihr saß, die Hand.

Die Bettern hielten Dankbarkeit und Interesse im Zaum, bis es entschieden war, was das Testament der schönen, vor der Geschichte mit Jean de Clermont so unnahbaren und berühmt spröden Susanna bringen werde.

Notar Berner knisterte mit dem Testament, und es wurde still. Wieder las er.

Die treue Berene, die schon als junges Mädchen in der Familie der Eltern der Schwendts gedient, sollte im Rosenhof ihr Heim haben bis zu ihrem Tode. Sollte der Rosenhof verkauft werden, oder Susanna und Berene nicht in Einigkeit leben können, oder Susanna sich verheiraten und Berene wegziehen, so hatte Susanna eine bestimmte Summe an Berene auszahlten. Außerdem erhielt Berene, „die uns mit Liebe und Achtung gedient“, einen jährlichen Geldbetrag, den sie nach Gefallen verbrauchen konnte.

Berene, die trotz der Aufforderung des Notars Berner nicht dazu zu bewegen gewesen war, in die Stube einzutreten, stand an dem Pfosten der offenen Tür, hielt die Hände in die Hüften gestemmt und wischte sich von Zeit zu Zeit mit dem Rücken der Hand die Augen. Jetzt lief sie in die Küche und weinte laut. Sie verzehrte sich in Gewissensbissen um des Hörens willen, das ihr Frau Ursula sicher nie verzeihen hätte und das sie ihr nun nicht mehr abbitten konnte. Sie schwor sich, die kurze Zeit, die sie noch zu leben hätte, an Susanna abzuverdienen, was sie verschuldet, und ihr zuliebe zu tun, was sie ihrem Herrn

und seiner Frau getan hatte. Als sie das Gelübde beschworen, schmunzelte sie; denn es freute sie jeder Baken, den die Verwandten, die sie nicht leiden konnte, weniger bekamen.

Christian kam nun an die Reihe, der, als er von seinem Geschenk hörte, militärisch aufstand und eine Verbeugung nach der Richtung des Arbeitstisches hin machte.

Die Gärtnersleute wurden reichlich bedacht, und verschiedene gute Stiftungen hatten sich ebenfalls nicht zu beklagen.

Ganz kurz hieß es zum Schluß:

„Unser ganzes übriges Vermögen“ — und die Summe, die das Testament nannte, war groß — „unsere Möbel, unser Silber, der Rosenhof nebst Nebengebäuden, kurz, alles was wir besitzen, soll unserer lieben Pflege-tochter Susanna Springer gehören.“

Im Wohnzimmer der Tante Ursula erhob sich ein lautes Füßescharren und Röckeraufschren und Stühleriden und Flüstern und Räuspern. Es murmelte empört und erstaunt durcheinander. Man hörte die gelbe Frau Benz weinen.

Alle Köpfe drehten sich nach Susanna. Anna-Liese umarmte sie und flüsterte ihr ins Ohr, daß sie es gewußt habe, aber nicht darüber habe sprechen dürfen.

Der dicke Herr Benz erhob sich rasch und öffnete den Mund, um etwas zu sagen, schloß ihn aber wieder. Er setzte sich, daß der Stuhl ächzte.

Die Baken kicherten aufgeregt, und die Bettern setzten sich in Positur und beschloßen — jeder für sich natürlich — sich der armen Susanna anzunehmen.

Onkel Gerichtschreiber fand, daß es für ein junges Mädchen eine Gefahr bedeute, so viel Mammon zur Verfügung zu haben, und Laurentia flüsterte laut: „Die reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke.“

Susanna saß still auf ihrem Stuhl und hörte das Flüstern und Scharren kaum. Sie war erstaunt darüber, daß Onkel und Tante so viel Geld besaßen. Die Tante Ursula hatte doch der Berene immer die Eier für die Woche vorgezählt und die Lichtstümpfchen überwacht, und der Onkel hatte sich des Alltags nie von seinem Sonntagstaba zu rauchen erlaubt. Und nun hatten sie so viel Geld gehabt. Merkwürdig.

„Ich gratuliere dir sehr, liebe Susanna“, tönte es an ihr Ohr. „Nun bist du ja eine reiche Erbin geworden.“ Frau Benz sagte es und hielt sich dabei die Magengegend mit der Hand. „Das hätte auch niemand gedacht, als du damals zu Schwendts kamst und dein Vater im Zuchthaus saß. Eigentlich kannst du der Frau Pfarrer König recht dankbar sein.“



Glarner Landsgemeinde.

„Das bin ich auch“, sagte Susanna.

„So“, rief Laurentia giftig. „Das hat man nicht immer gemerkt.“ Aber Anna-Liese kam ihr zu Hilfe.

„Laßt sie in Ruhe. Susanna hat ohnehin nun genug zu tragen.“ Jemand lachte. Was hat der zu tragen, der so viel Geld hat, sagte das Lachen. Da drängten sich die Bettern um Susanna.

„Unsere aufrichtigsten Glückwünsche“, riefen sie gleichzeitig, und logen nicht, denn sie hofften, sich selbst Glück zu wünschen. Susanna sah sie erstaunt an. Die wünschten ihr Glück, wenige Tage, nachdem ihre Pflegeeltern gestorben. Sie drehte sich um. Da stand die Dichterin und leuchtete über das ganze Gesicht.

„Setz kann ich meine Verse verlegen“, sagte sie unvorsichtig. „Du kennst sie ja? Ich werde dir das Buch weihen, statt der lieben Tante und dem lieben Onkel.“ Susanna dankte. Sie war ganz wirr im Kopf von dem Ueberraschenden und dem Lärm und den vielen Leuten. Die Wochen der Pflege und der Trauer hatten ihre Kraft vermindert.

Der Notar räusperte sich. „Ich werde in den nächsten Tagen vorsprechen, Fräulein Springer, um das Nötige zu regeln. Ich empfehle mich.“ Er ging. Als er vor der Türe stand, maß er den Rosenhof mit den Augen. Die kann von Glück sagen, dachte er und glückte in sich hinein, was er immer tat, wenn er allein war. An Freiern wird es ihr nicht fehlen. Verteufelt schön, der Rosenhof. Er nahm eine lange, schwarze Zigarre aus der Tasche, entzündete sie und rauchte sie rasch; denn er mußte die Gelegenheit benutzen, da er nicht beobachtet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Welt, der unbequemen,
Willst du keine Kunde nehmen —
Herzchen, sei auch nicht ergrimmt,
Wenn sie von dir keine nimmt.

Fr. Rückert.